umfaßt einen Flächenraum von 2000 Metern im Geviert, hat 13 Millionen Mark gekostet und beherbergt ein Angestelltenpersonal von 2000, nach Anderen von 2200, überwiegend weiblichen Personen. Er liegt mit der Hauptfront in der Leipziger Straße, die nach Berliner Begriffen nicht breit ist, und dieser Umstand mag es auch verschulden, daß Einem bei dem Anblick seiner Façade Beklemmung überkommt. Nicht daß das Gebäude düster wäre. Im Gegentheil, es ist eine heitere Architektur und — mögen auch die Aesthetiker vielleicht Manches auszusetzen haben — es ist eine kunstgeschichtlich interessante Schöpfung. Die Kunst bequemt sich hier dem Zwecke des Baues in einer Weise an, die eigentlich ideal genannt werden müßte, aber für nachdenkliche, oder, um nicht ungerecht zu sein, für altmodische Naturen etwas niederdrückend Bedeutungsvolles hat. Das Haus packt, es imponirt, und so gerne man es thun möchte, daran kann nicht sagen, der Effect sei durch grobe Mittel, durch ganz grobe Mittel erzielt. Die Aureißerei ist an dieser Front so verfeinert, daß auch Leute, die sonst schreiende Concurrenzexcesse der Straße, im Gefühl und manchmal auch in der Nase beleidigt, rasch hinter sich zu bekommen trachten, nicht „daran vorbeikommen". Auf dem gewaltigen Glaspalaste, von gewaltigen Figuren flankirt, eine gewaltige Weltkugel aus Glas, halb lockend, halb zwingend auf den Vorübergehenden wirkend. Noch andere Belebung durch Kolossalstatuen und zu beiden Seiten des den Vorbau in zwei gleiche Hälften theilenden steinernen Hauptportales vier ungeheure weibliche Gestalten, sieghaft anzuschauen, als wollten sie sagen: Das Waarenhaus braucht sich nicht erst durchzuringen, es ist die herrschende Form des Kleinhandels. Eine der selbstbewußten derben weiblichen Figuren füttert wohlwollend den preußischen Adler, ihr Seitenstück bildet mit dem Bären, dem Berliner Wappenthiere, eine Gruppe, die beängstigend an die Herkules am Spinnrocken festhaltende Omphale erinnert. Jedenfalls spotten diese Manns- und Frauenspersonen wie die ganze Façade der — Waarenhaussteuer, und — im vollen Ernst gesprochen — man bekommt von dieser Architektur den Eindruck, daß das Mittel der Sonderauflage ein unendlich kleines sei, wo es sich um die Bekämpfung oder auch nur um winzige Einschränkung dieser Form des Kleinverkaufs handelt. Vielleicht aber braucht man selbst solchen Zwing-Uris gegenüber nicht an der Wirksamkeit von Einkaufsgenossenschaften der kleinen Kaufleute, von mit Verstand und Gemeinsinngeleiteten Einkaufsgenossenschaften, zu verzweifeln. Schwer aber, das legt sich bei diesem Anblick auf die Seele, schwer mag es sein, gegen die „Geldmacht jener Knirpse" anzukämpfen, die Heine so sicher kommen sah, wenngleich nicht gerade auch auf dem Gebiete des vereinigten Handels in Bronzen, Zündhölzern, Seitenstoffen und Wischlumpen. Kein Zweifel: was sich neuerdings in Berlin darbietet, bedeutet einen Triumph der Bau- und der Handelstechnik. Aber man braucht kein Wirthschaftsreactionär und kein Mann zu sein, der dem Rade der Zeit in die Speichen fallen möchte, um von diesen Neuerungen bedrückt zu werden und sich zu sagen: hat vom solchem Zurückdrängen kleiner selbstständiger Existenzen wenigstens der Verbraucher einen wirklichen Vortheil? Aber — ein Narr wartet auf Antwort."

Die „Köln. Ztg." nimmt die **Begebung von deutschen Schatzscheinen in Amerika** zum Anlaß, nicht mehr und nicht weniger als eine — Zinserhöhung für die preußischen 3½- und 3procentigen Staatspapiere zu empfehlen. Das Blatt beginnt damit, der Regierung Vorwürfe zu machen, weil sie die Staatsgläubiger bei jeder Gelegenheit „gerupft" habe, und stellt hierauf die französische Verwaltung als Muster hin:

„Man blicke doch auf Frankreich, mit welcher Seelenruhe dort der Cours der Rente verfolgt wird, und man würde einen Finanzminister nicht lange an seinem Platze lassen, der es in dieser Beziehung an Energie fehlen ließe! Welcher Wechsel auch dort in den Ministerien vorgegangen ist — auf diesem Gebiet hat sich niemals eine Schwankung gezeigt."

Wir haben keinen Grund, die preußische Regierung, deren ungeheuere Convertirungsoperation vielleicht verfrüht war, zu vertheidigen, auf das französische Beispiel kann aber gerechterweise keine deutsche Regierung, die 4procentige Renten convertirt oder 3procentige ausgegeben hat, tadelnd verwiesen werden. Die französische Regierung hat vor allen Dingen in den Postsparcassen ein Mittel, den Cours der französischen Rente zu halten, und sie macht davon einen derart ausgiebigen Gebrauch, daß es im Falle einer schweren politischen Krisis eine finanzielle Katastrophe verursachen kann. Zum Zweiten hat in Frankreich die Industrie in den letzten Jahren (denjenigen des Sinkens des deutschen Rentencourses) weder absolut, noch relativ solche Anforderungen an den Geldmarkt gestellt, wie es in Deutschland der Fall gewesen; gefallen ist der französische Cours übrigens auch. Der dritte und wesentliche Unterschied ist aber in der Verschiedenheit der deutschen und der französischen Sparer zu finden. Der Panama-Schwindel hat gezeigt, daß auch die kleinen französischen Rentner einmal in Massen „hereinfallen" können. Aber im Großen und Ganzen widersteht der kleine Mann in Frankreich den Lockungen Derer, die ihm seine Rente ab- und unsolide Privatpapiere aufschwatzen möchten. Daß das in Deutschland sehr viel anders ist, wird die „Köln. Ztg." nicht bestreiten wollen. Die Ursache des Courssturzes deutscher Renten ist zu einem großen Theil in der Spiel- und Profitwuth unserer kleinen und kleinsten Capitalisten zu suchen, und darum, so glauben wir, wird die „Köln. Ztg." ihr Verlangen nach Hinaufsetzung des Zinsfußes auch mit dem an sich sympathischen Hinweis auf die Coursverluste von Wittwen und Waisen nicht hinreichend gestützt haben. Der Coursverlust wird bekanntlich nur empfunden bei einer Dahingabe des Papiers, im Uebrigen wirkt er als Zinserhöhung. Daß Wittwen und Waisen zu den Personen gehören, die am seltensten zur Veräußerung ihres Besitzes an Effecten aus geschäftlichen Gründen gezwungen sind, liegt auf der Hand und ließe sich bei den Waisen sogar ziffernmäßig nachweisen. Die „Köln. Ztg." mag im Uebrigen ruhig sein. Der „Krach" wird früher und ergiebiger, als ihr lieb ist, für eine Steigung des Courses der deutschen Renten sorgen.

Zur „Laicisirung" der Officierschule von Saint-Cyr wird aus Paris, 25. September, geschrieben: Durch die gesammte nationalistische und clericale Presse geht ein wahrer Sturm der Entrüstung gegen den Kriegsminister, General André, der es gewagt hat, die Officierschule von Saint-Cyr, die wahre Brutanstalt für die reactionären Officiere, von den unheilvollen Einflüssen zu säubern. Schon die Entfernung des früheren Commandanten der Schule, Generals Maillard, knapp vor dessen Pensionirung, hatte die reactionären Kreise gewaltig verstimmt, weil man diese mit der ganz unzulässigen Propaganda eines der Söhne des Generals und Wortführers der „Liga des französischen Vaterlandes" in Zusammenhang gebracht hatte. Noch größer war die Entrüstung über die Versetzung eines der Instructionsofficiere, des Majors Dampierre, nach Nantes, weil der betreffende Officier mit Recht für eine der Stützen der Reaction in Saint-Cyr gegolten hatte. Der neue Commandant der Officierschule, General Passerieu, ließ sich seinerseits von allen Angestellten die Ausweise darüber vorlegen, welche Schulen, ob öffentliche oder congregationistische, ihre Kinder besuchen, und ertheilte hierauf den Schulschwestern, die neben der Anstalt eine Kinderschule eingerichtet hatten, die Weisung, die ihnen eingeräumten Locale zu verlassen. Nunmehr ist ein neuer, wahrscheinlich entscheidender Schritt gethan worden, um den klerikalen Einfluß in Saint-Cyr auszumerzen. Der commandirende General der Schule hat über dreißig Leutnants, die bisher den Unterricht ertheilten, in ihre Regimenter zurückversetzen lassen. Alle entlassenen Instructionsofficiere sind aus den congregationistischen Schulen hervorgegangen und werden durch Lehrer ersetzt, die ihre Ausbildung in staatlichen Anstalten erhalten haben. Die Entrüstung der Reactionäre über diese neue Maßregel ist um so größer, als sie bisher unter allen Regierungen, gleichviel ob radicalen oder gemäßigten, ihres Einflusses sicher waren, und unter den jungen Officieren jenen Geist der Fronde gegen die Republik unterhielten, der sich in den letzten Jahren nur allzu oft und nicht immer discret bekundet hatte. Da der Gesetzentwurf über die Verpflichtung für alle Staatsbeamten, mindestens die zwei letzten Schuljahre in einer staatlichen Mittelschule absolvirt zu haben, Dank der Verschleppung der gemäßigten Republikaner noch nicht zur Behandlung gelangen konnte, vermeintlicht der Kriegsminister jene Anstalt, in der die Feinde der Republik sich so fest eingenistet hatten, da sie sich mit Recht als deren Herren ansehen konnten. General André, dem die Reactionäre vorwerfen, er habe neuerdings einer Weisung der Freimaurerlogen gehorcht, bekämpft das Uebel, an dem die französische Armee noch krankt, an der richtigen Stelle, und kann sich über die an ihn gerichteten Drohungen um so leichter hinwegsetzen, als er den strebsamen Officieren, die sich nicht der Protection der Klerikalen erfreuen, einen großen Dienst erwiesen hat. Diese fühlten sich fast immer zurückgesetzt, indeß die Schützlinge der Congregationen ihnen vorgezogen wurden, die in ihrer großen Mehrheit der Ansicht sind, daß sie der Republik eine große Ehre erweisen, indem sie sich von ihr die Dienste bezahlen lassen, die sie gar nicht leisten. Der Generalissimus Brugère hat am Schlusse der letzten Herbstmanöver mit großem Nachdruck gesagt: „Die Armee muß unausgesetzt arbeiten", da sie noch nicht auf die Vollkommenheit Anspruch machen könne. Die „Verweltlichung" von Saint-Cyr ist vielleicht ein gutes Mittel, die jungen Officiere darauf aufmerksam zu machen, daß sie von nun ab für ihr rasches Fortkommen auf die Arbeit und nicht mehr auf die Protection allein zu zählen haben. Daß der Kriegsminister der Reaction einen gewaltigen Strich durch die Rechnung gemacht hat, beweist die Wuth, mit der er von der nationalistischen und klerikalen Presse angegriffen wird. Die Republikaner finden aber, daß es nicht Sache des Kriegsministers der Republik ist, sich der Reaction gefällig zu erweisen.

Deutsches Reich.

‡ **Berlin**, 26. September. (Die staatlichen Gewerbeaufsichtsbeamten und die technischen Beamten der Berufsgenossenschaften.) Vom 1. October d. J. ab wird mit dem Inslebentreten des größten Theiles der Unfallversicherungsnovelle auch die Regelung, welche das Verhältniß der staatlichen Gewerbeaufsichtsbeamten zu den technischen Beamten der Berufsgenossenschaften erfahren hat, Platz greifen. Dieses Verhältniß war bisher einer Ordnung überhaupt nicht unterzogen. Beide Beamtenkategorien standen sich vollständig selbstständig gegenüber und hatten betreffs der Anordnung von Betriebseinrichtungen zum Zwecke der Verhütung von Unfällen völlig gleiche Vollmachten. Die Folge davon war, daß voneinander abweichende, manchmal sogar einander widersprechende Anordnungen an die Betriebsunternehmer ergingen und diese großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt wurden. Das Verhältniß der beiden Beamtenkategorien zueinander völlig zu regeln, ist ja auch jetzt nicht gelungen, wird wohl auch bei dem verschiedenen Charakter der Beamten als Staats- und Privatbeamten für die Zukunft nicht zu erreichen sein. Indessen wird vom 1. October ab den unmittelbaren Widersprüchen doch vorgebeugt werden. Den technischen Aufsichtsbeamten der Berufsgenossenschaften ist jetzt verboten, Anordnungen zu treffen, die von denen der staatlichen Beamten abweichen. In Zukunft wird sich die Sache so regeln, daß sowohl die berufsgenossenschaftlichen als die staatlichen Beamten in den Fällen, wo ihnen die von der anderen Seite erlassenen Anordnungen zweckwidrig oder den genossenschaftlichen Unfallverhütungsvorschriften widersprechend erscheinen, die vorgesetzte Behörde und die Berufsgenossenschaft in Kenntniß setzen, und daß diese dann einen Ausgleich herbeiführen. Damit wird den Betriebsunternehmern wenigstens die Unannehmlichkeit erspart, auf die Anordnung des einen Beamten getroffene Einrichtungen auf die eines anderen zu beseitigen oder abzuändern. Wenn die beiden Beamtenkategorien, wie dies in der Natur der Sache liegt, coordinirt bleiben müssen, so ist der durch die Unfallversicherungsnovelle getroffene Ausweg die einzige erreichbare Abhilfe. In den Kreisen der Industrie hofft man allgemein, daß Zwistigkeiten der beiden Beamtenkategorien, bei denen der Betriebsunternehmer stets der leidende Theil war, in Zukunft nicht mehr vorkommen, oder doch wenigstens ohne unangenehme Folgen verlaufen werden.

* **Berlin**, 26. September. (Die Höhe der Getreidezölle.) Die „Berl. N. N." führten dieser Tage aus, daß bei der bevorstehenden Neuregelung unserer Handelsbeziehungen zum Auslande eine Erhöhung des Getreideeinfuhrzolles auf 6 ℳ für den Doppelcentner nicht als exorbitant hoch anzusehen sei. Die „Mat.-Ztg." erklärte eine solche Erhöhung für unzubenerlich, die „Deutsche Tagesztg." für unzureichend und versicherte, die ganze Landwirthschaft werde ihr darin beipflichten. Heute nehmen die „Berl. Polit. Nachr.", die nicht selten zu officiösen Kundgebungen benutzt werden, das Wort zu der Frage. Zunächst erinnert das Organ daran, daß „auch der zur Zeit nur noch ganz ausnahmsweise platzgreifende Satz von 5 ℳ auf den Doppelcentner eine nicht zu überschreitende Grenze um so weniger bildet, als bereits im Jahre 1887 die verbündeten Regierungen einen Zollsatz von 6 ℳ für den Doppelcentner als angemessen vorgeschlagen hatten". Dann aber führen die „B. P. N.", augenscheinlich der „D. Tagesztg." gegenüber, aus:

„Dagegen sollen andere Momente gegen eine zu hohe Bemessung des Getreidezolles entscheidend ins Gewicht. So richtig es ist, daß für die gesammte Arbeiterbevölkerung reiche Arbeitsgelegenheit und auskömmlicher Arbeitslohn wichtiger sind, als die Preise der Lebensmittel und so sicher es ist, daß eine gedeihliche Lage der heimischen Landwirthschaft sehr wesentlich zur Hebung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter beiträgt, so unterliegt es auf der anderen Seite keinem Zweifel, daß ein übermäßig hoher Getreidezoll entweder die Lebenshaltung der Arbeiter ungünstig beeinflussen oder bei befriedigender Entwickelung des heimischen Erwerbslebens zu einer Steigerung der Arbeitslöhne und damit zu einer für alle Zweige der heimischen schaffenden Arbeit bedenklichen Erhöhung der Productionskosten führen müßte. Ferner wird auf jeden Fall vermieden werden müssen, daß der Getreidezoll so hoch bemessen wird, daß er wie ein Einfuhrverbot wirken müßte. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß nach dem heutigen Stande der landwirthschaftlichen Technik Deutschland theoretisch in der Lage sein würde, seinen Bedarf an Getreide selbst zu erbauen, aber in der Wirklichkeit ist das Gegentheil der Fall. Selbst in dem auf die reichste Getreideernte des letzten Menschenalters folgenden Jahre 1899 hat es einer Einfuhr von nahezu zwei Millionen Tonnen Brodgetreide bedurft, um Deutschlands Bedarf zu decken, und wenn auch in den letzten Jahren der Durchschnittsertrag von Weizen nicht unerheblich gestiegen ist, so ist dies doch in Betreff der Hauptbrodfrucht, des Roggens, nicht entfernt in dem Maße der Fall, um in absehbarer Zeit mit der Möglichkeit einer Deckung des deutschen Bedarfs durch die eigene Production rechnen zu können. Es kommt hinzu, daß die Bevölkerung Deutschlands rasch wächst, sie nimmt jetzt bereits jährlich um rund 800 000 Köpfe zu, und es steigt daher auch entsprechend der Bedarf an Brodgetreide von Jahr zu Jahr beträchtlich. Schon im Interesse der Volksernährung ist daher eine Bemessung des Getreidezolles, die prohibitiv wirken würde, ausgeschlossen. Zudem muß neben dem Schutze des eigenen Marktes auch die Erhaltung und Erweiterung des Absatzes im Auslande für die auf den auswärtigen Markt angewiesenen Zweige der heimischen Gütererzeugung das Ziel einer weisen und richtigen Handelspolitik bilden. Wie die von Jahr zu Jahr steigende Ausfuhr von Erzeugnissen, und zwar nicht blos der Industrie, sondern auch der Landwirthschaft beweist, ist für die gedeihliche Entwickelung eines Theiles der deutschen Production der erfolgreiche Mitbewerb auf dem Weltmarkt Lebensbedingung. Diesen Mitbewerb zu sichern, bilden Handelsverträge das beste Mittel, und es herrscht daher bei Allen, die mit unbefangenem Blick die wirthschaftlichen Verhältnisse unseres Landes überschauen, volles Einverständniß darüber, daß nach Ablauf der jetzigen Handelsverträge der Abschluß neuer langfristiger Tarifverträge im Interesse der deutschen Ausfuhr anzustreben ist. Da die dabei hauptsächlich in Betracht kommenden Länder sämmtlich an der Versorgung Deutschlands mit Nahrungsmitteln betheiligt sind und entscheidenden Werth auf den erfolgreichen Wettbewerb auf dem deutschen Markte zu legen haben, so bildet die Voraussetzung für den Abschluß unseren Interessen entsprechender Handelsverträge die Möglichkeit, dem anderen Theile als Gegenleistung eine meistbegünstigte Stellung auf dem deutschen Markte einzuräumen. Das setzt aber voraus, daß der deutsche Markt nicht durch übermäßige Zölle thatsächlich für die Einfuhr gesperrt ist."

— Prinz Heinrich übernimmt das Commando über das Geschwader sofort nach seiner Heimkehr von der Reise nach England. Er tritt Ende November seine erste dreiwöchige Auslandreise nach Schweden, Norwegen und England mit sämmtlichen Linienschiffen an.

— Der Bundesrath hat, wie die „Pharm. Ztg." meldet, die preußischen Vorschläge zur Regelung des Apothekenwesens auf Grund einer vorausgehenden Ablösung abgelehnt. Da die preußische Regierung auf ihren Vorschlägen beharrt, dürfte es nicht so bald zu einer einheitlichen Regelung des Apothekenwesens kommen.

— Statistische Erhebungen über Familienfideicommisse werden gegenwärtig durch das Statistische Bureau im Auftrage der Minister des Inneren und für Landwirthschaft bearbeitet. Die neue Statistik soll die im Königreich Preußen am 31. December 1899 vorhanden gewesenen Familienfideicommisse mit ländlichem Grundbesitz umfassen.

— Als socialdemokratischer Candidat des 6. Reichstagswahlkreises wurde der Schriftsteller Ledebour aufgestellt.

— Die Christlichsocialen wollen am Dienstag, 9. October, und Mittwoch, 10. October, in Weylar ihren vierten Parteitag abhalten. Am ersten Tage finden geschlossene Verhandlungen statt, in welchen Partei- und Organisationsfragen erörtert werden. Die Versammlung am Abend ist öffentlich. Reichstagsabg. Stöcker, ferner der Geschäftsführer des christlichen Zieglergewerkvereins Ziegler Ellerkamp und Pfarrer Lic. Weber werden sprechen über die Bekämpfung der Socialdemokratie und gesetzliche Reformen im Interesse des Arbeiterstandes selbst. Für den zweiten Tag ist auf das Programm gesetzt: 9 Uhr früh öffentliche Parteitagsitzung: Begrüßung durch den Präsidenten Abg. Stöcker, Bericht des Parteisekretärs Dr. Burckhardt (Godesberg a. Rh.), „Weltpolitik und Christenthum", Referent: Oberpredacteur D. v. Oertzen (Berlin). — Nachmittags Ueber die bevorstehenden Handelsverträge: Abg. Stöcker. Ueber Kleinbauernstand und Handelsverträge: Landwirth Hufendiek (Westfalen).

— Die Freisinnige Volkspartei scheint sich die zum Theil recht boshaften Bemerkungen über das Programm ihres bevorstehenden Görlitzer Parteitages zu Herzen genommen zu haben. Um der Dürftigkeit der vorbereiteten Themata einigermaßen abzuhelfen, sind schnell noch folgende Anträge gestellt worden: ...

Abg. Kopisch beantragt: „Der Parteitag erachtet in Rücksicht auf die Bedeutung des Unterrichtswesens und im Hinblick auf die Hemmnisse, welche die Verbindung der geistlichen und Medicinalangelegenheiten mit den Unterrichtsangelegenheiten der Hebung und Ausgestaltung des Unterrichtswesens bereiten, es für dringend geboten, das Cultusministerium auf die Fürsorge für das Unterrichtswesen zu beschränken, mithin die übrigen, demselben in Preußen oder in sonstigen deutschen Staaten untergeordneten Verwaltungszweige auf andere Ministerien zu übertragen."

Abg. Munckel beantragt: 1) Der Parteitag legt namens der Freisinnigen Volkspartei entschieden Verwahrung ein gegen die in letzter Zeit wiederholt vorgekommene Ausübung des Bestätigungsrechts zur Ausschließung durchaus befähigter Männer von den Magistratscollegien und den Gemeindevorständen lediglich wegen des Bekenntnisses derselben zu freisinnigen Grundsätzen und deren öffentlicher Verlautbarung. Der Parteitag erblickt darin nicht blos eine verfassungswidrige Verletzung der Gleichberechtigung der Freisinnigen Volkspartei, sondern auch eine Schädigung des communalen Wesens, das bei den großen und schwierigen, fortgesetzt wachsenden Aufgaben der Verwaltung auf die Mitwirkung aller dazu befähigten und das Vertrauen der Eingesessenen genießenden Männer angewiesen ist. 2) Der Parteitag erblickt in der Art, wie der Minister des Innern Königsberger freisinnigen Communalbeamten außerhalb des Disciplinargesetzes Vorhaltungen über ihr außeramtliches politisches Verhalten hat zu Theil werden lassen, einen Uebergriff, der weder mit dem Gesetz noch mit der Beobachtung

---

Contouren zeigte. — Es war erstaunlich, wozu sich dies anspruchslose Knöspchen, das sie einst war, herausgewachsen hatte! — Eva hatte dieser ersten Begegnung, trotz allen Selbstbewußtseins, doch mit Herzklopfen entgegengesehen. Das Bewußtsein ihres raschen Sieges, den sie in des Vetters Augen las, machte sie plötzlich sehr ruhig und sicher. Sie begriff sofort, daß es vortheilhafter für sie war, ihr Entgegenkommen auf die Basis verwandschaftlicher Rechte zu beschränken, und so entzückte sie den jungen Künstler um so mehr, als er in ihrem Wesen die größte Harmlosigkeit zu sehen meinte. Sie hatte Franz Paulsen, so hieß ihres Mannes Vetter, eine geräumige Erkerstube zu seinem Arbeitsraum eingerichtet, und Franz hatte Gelegenheit, das feine Verständniß zu bewundern, das sie seinen Bedürfnissen für ein ruhiges Schaffen entgegenbrachte. Die dunklen Möbel so behaglich in ihren altmodisch bequemen Formen. Vor dem großen Mittelfenster der breit ausgezogene Tisch, der ordentlich zum Arbeiten einlud, die beiden schmalen Seitenfenster verhängt mit durchsichtigen bunten Gardinen, die ein freudiges und doch gedämpftes Licht in's Zimmer fallen ließen, und im Hintergrunde des Gemaches, so recht zum Träumen und Planen eingerichtet, halb verhüllt von einem schweren Plüschvorhange, ein selbstgedecktes Ruhebett. Nebenan befand sich sein Schlafraum. — Franz blieb bewundernd stehen und beschaute sein neues Reich, dann sagte er lachend zu dem Ehepaare, das ihn hierher begleitet hatte: „Wißt Ihr, — so gut ist's mir noch nicht geworden in meiner Junggesellenzeit, Ihr werdet Mühe haben, mich hier wieder fortzubekommen."

Evchen meinte neckend: „Nicht den Tag vor dem Abend loben. Sie wissen ja noch gar nicht, wie meine Küche Ihnen behagen wird, und das ist doch für alle Männer die Hauptsache!"

„Dafür garantirt schon Ihres Gatten Aussehen, wenn ich sonst noch einen Zweifel hegen sollte", erwiderte Franz.

Was des Einen Eule, ist des Andern Nachtigall!" spottete Eva.

Mit breitem, vergnügtem Lachen stand Meister Reitzig zwischen den Beiden. Endlich fiel ihm ein, was er ja vorher schon sagen wollte.

„Hör' mal, Franz, Du wirst doch nicht „Sie" sagen zu meiner Frau! Ihr seid doch Verwandte!"

„O, wenn's erlaubt ist, mit tausend Freuden, also darf ich, Cousinchen?" wandte sich Franz an Eva.

Diese kämpfte ihre aufsteigende Röthe tapfer nieder.

„Natürlich", sagte sie, „das wäre ja doch auf die Dauer ungemüthlich." — Und mit ruhigem Lächeln litt sie den „Bruder" des Vetters und fand sich selbst über die Maßen stolz und tapfer. —

Als Anny am nächsten Tage in den so erweiterten Familienkreis Eva's eintrat, hatte sie zunächst das Gefühl einer leisen Beschämung. Wie thöricht war sie doch gewesen, sich selbst die Rolle des Schutzengels dieser kleinen lebensklugen und weltsicheren Frau gegenüber anzumaßen. Waren Eva's Reden auch zuweilen kindisch und unüberlegt, in ihrem Handeln schritt sie so sicher und unbeirrt auf dem festen Boden dieser Erde, daß sie einer Führung wohl entbehren konnte. Anny fand auch an dem jungen Architekten Gefallen. Er war lebhaft und zwanglos und hatte sie zu lange nicht gefühlter Theilnahme an seinem Gespräch hingerissen. Der Enthusiasmus, mit welchem er von seiner Kunst sprach, berührte Anny besonders sympathisch. Es war etwas darin, was sie an Fred gemahnte. Evchen war klug genug, sich keine Blöße zu geben, wenn das Gespräch Wendungen nahm, denen sie nicht folgen konnte.

Ehe Anny den Heimweg antrat, ward eine Partie nach Kloster Heilsbronn verabredet, an der Anny ihre Theilnahme gern zusagte.

Es war in den ersten Tagen des Juni; noch hatten Anny's Brüder einen Pfingstferientag, ehe die Schulpflicht sie wieder fesselte, und gern hatte Anny der Bitte der Knaben nachgegeben, an dem Ausflug theilzunehmen. Der Rechtsanwalt kümmerte sich fast gar nicht mehr um Das, was seine Kinder thaten, und überließ jede Entscheidung darüber Anny, die auch für sich selbst die vollste Freiheit des Handelns genoß. Nur durfte sie nie fordern, daß der Vater theilnehme an ihren geselligen Freuden, das wies er stets als etwas Lästiges von sich, und hätte es auch gar nicht bemerkt, wenn Anny ein völliges Einsiedlerleben geführt hätte. Ihm genügte es, in der kurzen Stunde der Tischzeit die Seinigen gesund und zufrieden um sich zu sehen, alle andere Zeit des Tages widmete er seinem Geschäft oder seinen „Versammlungen", wie er seine abendlichen Zerstreuungen nannte, und wußte es gar nicht, welch' grausamer Egoist er mit der Zeit geworden war. Mit immer wachsender Besorgniß beobachtete Anny den Vater. Was konnte das Gemüth dieses Mannes mit solcher Ausschließlichkeit erfüllen, daß in dem einst so gutmüthigen, lebensfrohen Mann kein Gedanke mehr übrig war an das innere Bedürfen und Erleben seiner eigenen Kinder? Wie eine unsichtbare Mauer umgab ihn ein Kältegefühl, das jede zärtliche Annäherung der Knaben ausschloß, und die Macht der Gewohnheit verursachte es, daß die Knaben sich mit jeder warmen, zärtlichen Regung ausschließlich zu Anny wandten. — Das war nun eine fröhliche Fahrt nach Kloster Heilsbronn. Die lachende Jugend schien dem lachenden Frühling entgegenzuziehen. — Anny und Eva doppelt reizend in ihren lichten, flatternden Gewändern, die beiden frischen, wohlgebildeten Knaben und Franz Paulsen in seiner männlichen Kraft und Lebensfrische, es waren Repräsentanten der Menschheit, deren sich die festlich junge Natur nicht zu schämen hatte. — Ein Athem der Freude schien von dem hellen Grün der Bäume, von den Aeckern herüberzuwehen zu der kleinen Schaar, sie war so lustig und zugelassen, ihr Lachen klang wie Lerchenjubel, und Keines von ihnen hätte doch zu sagen vermocht, welchen besonderen Grund es zur Fröhlichkeit habe. Die Eisenbahn hatte die kleine Gesellschaft in kaum einer Stunde nach Kloster Heilsbronn gebracht. Angesichts der hochinteressanten Klosterkirche erwachte in Franz der Forscher, der mit regstem Interesse den Spuren nachging, die die wandelnde Zeit hier dicht aneinander gedrängt hatte in den verschiedensten Baustilen. Eine genauere Chronik waren diese Säulen, Thürme und Chöre, die erzählten von dem Wachsen, Werden und Vergehen menschlicher Kunst und menschlicher Schöpferkraft. Wohl war auch Unvergängliches zu schauen in dem seltsamen Bau, das Ueberragende, das nicht nur im Stile seiner Zeit seine Giltigkeit hat, sondern an sich das Werthvolle repräsentirt. Während der Architekt in den Erkern und Säulengängen herumstöberte und vor einer kleinen unscheinbaren Capelle ganz in Schauen versunken verweilte, zog es Anny mehr zu den Gemälden und Bildwerken, die die Kirche aufwies. Vor dem Altar blieb sie in freudigem Schreck stehen. Da war ja Dürer, den sie so ins Herz geschlossen hatte. Sie freute sich seiner Werke, sie freute sich aber auch, daß sie ihn sofort erkannt hatte in seiner Arbeit; wie das Angesicht eines lieben Freundes schaute ihr aus jedem seiner Werke der stille, heilige Ernst seiner Kunstauffassung und die rührende Innigkeit seines Gefühlslebens entgegen. — Eva trat zu ihr mit der ungeduldigen Frage, ob es nun nicht bald genug sei mit der Kunstbegeisterung; sie habe Hunger, und es sei doch eigentlich Sünde, an einem solch' herrlichen Frühlingstage Stunden lang in dumpfen Klostermauern umherzuirren.

„Dazu sind wir doch aber hierher gefahren", sagte Anny.

„Dazu? — Unsinn!" erklärte Eva drastisch.

Eva's unbeirrbarer Wirklichkeitssinn weckte stets Anny's Humor. Sie sah Eva's Anschauungsweise als den Hohlspiegel an, der ihre eigenen, oft allzu weltenfremdeten Gedanken in lustigen Zerrbildern wiedergab. Zuweilen lachte sie darüber, zuweilen schmerzte es sie auch, böse aber war sie der Freundin darum nie. Anny fühlte ja, daß Jene in völliger Harmlosigkeit ihr eigenes „Ich" den erträumten Zuständen in ihrer Seele gegenüberstellte. —

So kam sie auch jetzt der Freundin Wunsch willig entgegen, dem die Knaben aus voller Seele beistimmten. Franz riß sich nur ungern los, doch tröstete er sich selbst mit dem Entschlusse, bald noch einmal und dann natürlich allein hierher zurückzukehren und seine Studien fortzusetzen. — Als er aber bald darauf beim fröhlichen Mahle im nahen Landhause saß, umringt von schönen, heiteren Menschen und bedient von Evchens schönen Händen, den derberen Lebensgenüssen tapfer zusprach, da meinte er bei sich selber, daß doch Alles seine Zeit habe, die Situation behagte ihm durchaus.

Er war unerschöpflich in guter Laune und feiner Liebenswürdigkeit, die er mit großer Unparteilichkeit an Evchen und Anny vertheilte. Evchen strahlte vor heimmerlicher Zufriedenheit. Sie war wie ein Kind, das mit bunten Glasklügeln genau so befriedigt spielt, wie mit echten Perlen. — Anny verstand es besser, aus dem lustigen Feuerwerk des Witzes, das Franz zum Besten gab, die echten Geistesfunken herauszusehen, dann huschte ein leises, verstehendes Lächeln um ihre Lippen, und es schien fast, als ob der junge Architekt diesem leisen Frauendank mehr Geschmack abgewänne, als Eva's laut bekundeter Anerkennung. Die Buben hatten kleine Bälle in ihren Taschen mitgenommen. Nach der Mahlzeit vergnügten sie sich damit, ihre Geschicklichkeit im Ballspiel zu erproben. Das fand Eva reizend. Sie war mit ganzem Eifer dabei und veranlaßte auch Anny und Franz, mitzuhalten. — Harmlos und fröhlich wie Kinder trieben sie das anmuthige Spiel, und dennoch fand Franz Gelegenheit, die Grazie der beiden Frauen zu bewundern und Vergleiche bei sich anzustellen. Wer war eigentlich die Reizvollere von den Beiden? fragte er sich. In Eva schien Alles leibgewordene Jugendlust, jede Bewegung war eine schwingende Fröhlichkeit. Anny war wie durchleuchtet von innerer Helligkeit, wie ein Krystall, der einen Demant umschließt und seine Strahlen nicht verhüllen kann. Sie sprach nicht viel, sie hatte nicht Eva's klingendes Lachen, aber was sie sprach, war eigen, nur ihr gehörig, und hatte einen Klang, als stiege es empor aus großer Herzenstiefe. Selig der Mann, dem dieses Seelenleben sich voll erschließt!

Hatte er das gedacht? Er, Franz Paulsen, der Frauenverächter? Fast erschrak Franz bei dieser Betrachtung. Dann zuckte ein scharfer, spöttischer Zug um seine Mundwinkel. „Doch noch nicht ganz illusionslos und der Romantik verloren", dachte er, „was nicht ein paar hübsche Gesichter zu Wege bringen. Also gut, amüsiren wir uns, so lange es dauert."

(Fortsetzung folgt.)